

Frankfurter Allgemeine

Feuilleton, Freitag, 10. November 2017, Nr. 261, S. 12

Der leibhaftige Schriftsinn

Zum achtzigsten Geburtstag von Horst-Jürgen Gerigk

„Wenn Sie so weitermachen, werden Sie eines Tages noch am Pult erschossen.“ Mit diesen Worten quittierte 1965 Horst-Jürgen Gerigks Doktorvater, der Heidelberger Slawist Dmitrij Tschizewskij, den ersten öffentlichen Vortrag seines Schülers. Der hatte fast die gesamte Zunft gegen sich aufgebracht: Zu neu, zu gewagt erschien damals sein „Versuch über Dostojewskijs „Jüngling“ – so neu, dass ihm der Dostojewski-Biograph Joseph Frank „ein komplettes Fehlen von Urteilskraft“ bescheinigte. Ein Vorwurf von ungewollter Komik, denn gerade die Urteilskraft im Sinne Kants, ein unbestechlicher Sinn für die Eigengesetzlichkeit des Schönen, war und ist Gerigks Domäne.

Die Radikalität, mit der er für Dostojewskis unterschätzten „Jüngling“ den Status eines Meisterwerks beanspruchte, indem er unbeirrbar bei der „Sache der Dichtung“ blieb (so der Titel eines Buches von 1991), überforderte seinerzeit viele. Also legte Gerigk nach. Seit seiner Habilitation mit dem „Entwurf einer Theorie des literarischen Gebildes“ (1975) ist er bis heute unermüdlich „Unterwegs zur Interpretation“ (1989). Mit „Lesen und Interpretieren“ (2002) bis zu „Lesendes Bewusstsein“ (2016) hat er Gadamers Hermeneutik strukturalistisch fortgeschrieben in einer Weise, die die Fallstricke ideologischer – speziell marxistischer und psychoanalytischer – Text hinterfragung kappt und über einen Umweg von anderthalb Jahrtausenden den vierfachen Schriftsinn wiederbelebt. Auch das eine anhaltende Provokation, denn dass Literatur mehr sein soll als ein Symptom wofür auch immer, dass sie aus sich selbst heraus Sinn stiftet, und zwar einen eindeutig benennbaren Sinn – dieser Stand-

punkt ist so zeitlos wie derzeit unbequem.

Was die Provokation noch steigert: Gerigk schreibt so unverschämt gut, wie es Theoretiker eigentlich gar nicht dürfen. Hier ein paar Kapitelüberschriften, quer aus dem Œuvre gegriffen: „Meditation anlässlich eines Flaschentrockners“, „Dürfen Kunstgriffe sichtbar werden?“, „Warum musste Polonius sterben?“, „Turgenjew im Wilden Westen“, „Wo ein Affe ist, da ist auch ein Professor!“. Gerigk ist einer der wenigen Deuter von Literatur, denen es gelingt, seine Leser mit einer bloßen Inhaltsangabe ins Kichern zu bringen. Zugegeben, Nabokov konnte das auch.

Pointiert zu schreiben, mit einem Minimum an Jargon: Die Literaturwissenschaft hat sich diese Tugend selbst ausgetrieben und wundert sich nun, warum das Publikum davongelaufen ist. Gerigk aber weckt Appetit auf die Autoren, die er interpretiert: Fünf Bücher über Dostojewski, dazu weitere über Puschkin, Turgenjew, Tolstoj, Nabokov beweisen es, ganz zu schweigen von großen Würfen wie „Die Russen in Amerika“ (1995), „Der Mensch als Affe in der deutschen, französischen, russischen, englischen und amerikanischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts“ (1989), „Staat und Revolution im russischen Roman des 20. Jahrhunderts“ (2005) und – gerade im Druck – „Vom Igor-Lied bis Doktor Schiwago – Lesetipps zur russischen Literatur“. Derzeit bringt Gerigk pro Jahr ein Buch heraus. So langsam kommt er in Fahrt. Aber er hat auch noch die Warnung des alten Tschizewskij im Ohr. Seit langem studiert er den amerikanischen Westen. Er ist für jeden Showdown gerüstet. Heute wird Horst-Jürgen Gerigk achtzig Jahre alt. URS HEFTRICH